Unsere Heimat

Beilage zur Köslinner Zeitung

Nr. 2 Montag, den 8. Ostermond 1935 Nr. 2

BIBLIOTHECA MUSEI A POMERANIAE Nr. inv. 17.143

Dr. phil. Günther Kittler:

Nachrichten über Köslin in alten Reiseberichten

Köslin ist eine von den wenigen größeren Städten Pommerns, die keine neuzeitlichen Ansprüchen genügende gedruckte Stadtgeschichte besitzen. Die Nandlandsche Chronik (in den Jahren 1[illegible]—55 entstanden) ist handschriftlich geblieben und wird im Schwederstift aufbewahrt. Die auf ihr fußende Hakensche Chronik (1765 in Lemgo gedruckt) ist nur noch in wenigen Exemplaren in Bibliotheken erhalten. Die im vorigen Jahrhundert auf Grund dieser Quellen unternommenen Geschichtsschreibungen von Benno (1840) und Grieben (1866) dagegen sind fast in jeder Beziehung als dürftig zu bezeichnen.

Wichtige Beiträge zur Köslinger Geschichte dagegen sind die Arbeiten von Rud. Hauncke: „Köslin und die letzten Kamminer Bischöfe" (1880), „Neue Materialien zur Geschichte des Bischofherzogs Casimir" (1885), „Neue Materialien zur Geschichte der Herzöge Casimir und Franz" (1886) und „Köslin im 15. Jahrhundert" (1893), ferner von Otto Kühn: „Köslinger Bilder aus alter und neuer Zeit" (1890) und E. Jendreyczyk: „Beiträge zur Geschichte des Medizinal- und Zunftwesens in Köslin" (1909), Waldemar Olsen: „Geschichte des Gymnasiums zu Köslin" (1921), H. Hoogeweg: „Das Cisterzienser-Nonnenkloster in Köslin" (ein Abschnitt des großen Werks „Die Stifte und Klöster der Provinz Pommern" (1924) [illegible] 1, S. 391—435), schließlich Franz Furghard: „Die Stadtmühle in Köslin" (1928).

Wertvollste Nachrichten zur Köslinger Geschichte bieten auch die selbstbiographischen Notizen alter Köslinger, wie z. B. die Aufzeichnungen des Köslinger Predigersohnes Johannes Micraelius (um 1630) in seinen „Sechs Büchern vom alten Pommernlande", des Köslinger Rektors Joachim Lange in „D. Joachim Langens eigener Lebenslauf" (1744), Karl Ignaz Lorinsers im 2. Bd. der „Selbstbiographie" (1864 gedruckt), des berühmten Komponisten Karl Adolf Lorenz in „Einer und bald Keiner" und Professor Paul Reintaters in „Bilder aus preußischen Gymnasialstädten".

Aber auch in den Reisetagebüchern von Persönlichkeiten, die durch Köslin reisten, finden sich einige Notizen über unsere Stadt. Allerdings ist es schwierig, diese Berichte, von denen sicher eine ganze Reihe besteht, aufzufinden. Auch ist klar, daß diese Berichte für eine Stadtgeschichtsdarstellung weit weniger wertvoll sind, als die erstgenannten Quellen, erstens wegen ihrer Kürze und zweitens, da sie je nach der geistigen Einstellung des Schreibenden diese oder jene Eigenheit Köslins unverdient in den Vordergrund rücken, auch bei dem nur kurzen Aufenthalt in Köslin manche Oberflächlichkeit zeigen. Trotzdem aber erscheint es lockend, einmal solche Berichte zu sammeln.

Dazu soll hier ein erster Versuch gemacht werden. Während ich im allgemeinen bei der Wiedergabe unsere heutige Schreibweise verwende, habe ich manche Stellen, die durch diese Modernisierung ihren urwüchsigen Wert verlieren würden, in der alten Schreibart gelassen und sie durch besondere Anführungsstriche kenntlich gemacht.

Die älteste Reisenotiz (erstmalig gedruckt im „Frankfurtschen Archiv für ältere deutsche Literatur und Geschichte" (1812) und zum zweiten Male von Wehrmann in den Monatsblättern 1922 S. 45) stammt von einem Studenten Johann David Wanderer aus Straßburg, der 1588 nach Rostok zum Studium kam und von dort verschiedene große Reisen unternahm, über die er Tagebuch geführt hat. Auf seinen Reisen hatte er — wie es damals üblich war — einen bezahlten Gefährten mit Namen Konrad Dasypodius und einen Diener, einen „Jungen", wie er selbst sagt, bei sich. Ueber Köslin schreibt er:

„Am 28. März 1590 fuhren wir drei Meilen weit nach Köslin. Dort, in der Hofhaltung Herzog Casimirs, des Administrators des Bistums Köslin (gemeint ist natürlich Kammin) wurden wir vom Kanzler, Doktor Christian Schwartz, zu Hofe geführt und nach gehaltener Mahlzeit in die fürstlichen Gemächer. Im Hofe sahen wir ein riesiges Schwert, gegen sieben Schritt lang und eine Hand dick, das von einem Bauern beim Pflügen gefunden sein soll. Von dort reisten wir über Kolberg . . ."

Noch kürzer ist der von M. Wehrmann (vgl. Monatsblätter 1929 S. 177 ff.) über Pommern gefundene Bericht des französischen Edelmanns und bekannten Geschichtsschreibers Jean Le Laboureur, der beim Gefolge der französischen Prinzessin und polnischen Königin Marie von Gonzaga am 5. 2. 1646 auf der Reise von Frankreich nach Polen durch Köslin kam, wo man im Schloß Wohnung nahm. Damals muß Köslin prunkvolle Aufzüge gesehen haben, denn bis Köslin kamen der jungen Königin mehrere polnische Magnaten mit großem Gefolge entgegen, um ihre Huldigung anzubringen und die Fürstin nach Polen zu geleiten. Ueber Köslin schreibt Le Laboureur nur kurz:

„Köslin ist auch eine Stadt des Bischofs von Kammin, ähnlich groß wie Kolberg, aber nur mit einer alten Mauer und einem Wassergraben befestigt."

Ausführlicher und nicht ohne Komik ist der Bericht, den der 1653 mit zwei Begleitern durch Pommern reisende Engländer Robert Bargrave von Köslin schreibt, das er „Kies-Leen" nennt: „January the 23th we travelld through a wood famous for robberie: where we counted about 34 Piles of bushes cast over the murdred bodies: ist being the Custome for every Travellor to throw a Stick. We passd trought Kies-Leen, another old Toune, double trenchd and walld, able formerly to witstand Canon, whereas now the Report alone wolud shake them." Das heißt ins Deutsche übersetzt:

„Am 23. 1. kamen wir durch einen Wald (gemeint ist der Gollen), der durch Raubüberfälle berüchtigt ist. Wir zählten dort etwa 34 Haufen Reisig, das auf die Gräber von Ermordeten geworfen war. Es ist nämlich eine Sitte, daß jeder Vorbeikommende ein Stück Holz darauf wirft. Wir kamen durch Köslin, eine andere alte Stadt mit doppelten Gräben und Wällen, die früher imstande waren, Geschützangriffen Widerstand zu leisten, während jetzt der Knall allein sie erschüttern würde."

Die Sitte mit den Reisigbündeln ist übrigens auch an anderen Orten bekannt gewesen, so erzählt Professor Haas, daß in der Nähe von Falkenburg an der Stelle, wo einst ein Mann erschlagen worden war, ein Reisighaufen auf dieselbe Weise entstand.

Etwas anekdotenhaft klingt auch der nächste Bericht. Vom 21. Juli bis Ende September 1694 unternahm der Rostocker Professor Joh. Gottl. Möller mit sechs Studenten eine Reise von Rostock nach Königsberg. Das Tagebuch eines der Studenten, Karl Arnd mit Namen, ist erhalten. Er schreibt:

„Am Sonntag, den 29. Juli, fuhren wir fünf Meilen von Kolberg bis Köslin, wo es eine Stadtkirche (Marienkirche) und eine Schloßkirche gibt. Dort ist auch „ein Schlößgen, drauf ein Edelmann logiret", und ferner fünf kleine Kapellen inner- und außerhalb der Stadt."

„Am Montag, den 30., fuhren wir von Köslin über Zanow nach Schlawe. Nota: Hinter Köslin liegt ein hoher Berg voll Gebüsch bald eine Meile weit bis Zanow hin, genannt der Gollen, woselbst die Räuber früher ein Schloß gehabt, desgleichen eine Kapelle zu ihrem Gottesdienst auf einem erhabenen Hügel, wo noch eine Fahne zu finden ist. In diesem Wald sind viele Menschen ermordet, am Wege bemerkten wir 72 Grabmale. Die Kapelle ist schließlich „ruiniert" worden; aus ihr ist der Taufstein nach Köslin gekommen und wurde dann von einem Bürger „als eine Waschbalge" gebraucht. Da aber diese Taufschüssel wegen der Gespenster viel Unruhe ins Haus gemacht hat, ist sie wieder an ihren Ort hingestellt worden und in die Erde versunken."

Ein fünfter Bericht liegt der Gegenwart schon erheblich näher; er enthält auch weder romantische Geschichten noch ist es der Bericht eines Durchrei-

senden, sondern in einer pommerschen Zeitschrift mit dem Titel „Pommersches Archiv" sollte im Jahre 1785 über die Musikzustände in den verschiedenen größeren Städten Pommerns berichtet werden. Die Nachrichten, die der Berichterstatter einzog, sind folgende (Pommersches Archiv, 1785, 2. Heft S. 347 f.):

„Von Köslin kann ich auch nicht viel sagen. Kirchenmusik besteht bloß an Festtagen in Rezitativ und Arie mit Begleitung der Orgel und einiger Instrumente. Ein Singechor ist nicht hier. Die Orgel in der Pfarrkirche (Marienkirche) ist äußerst schadhaft, und läßt sich darauf die Geschicklichkeit des gegenwärtigen Organisten, Herrn Jensen, nicht beurteilen. In der Schloßkirche steht nur ein Positiv, welches aber nicht mehr gespielt wird. Einige wenige Liebhaber halten im Winter für sich Privatkonzerte, wozu sich noch andere Leute, die etwas Sinn für Musik haben, gesellen. Das Orchester besteht etwa aus zwölf Personen und wird mit den sieben hiesigen Hoboisten und mit Liebhabern besetzt. Die Kenntnisse des Stadtmusikus erstrecken sich nicht weit. Die Hoboisten übertreffen ihn gar sehr; unter diesen sind die besten H. Gerver, ein braver Violinist, und Herr Apiz. Beide geben nebst dem Organisten Unterricht auf Klavier, Geig' und Flöte. Die Liebhaber spielen ihre Stimmen auch fertig und gut. Virtuosen lassen sich hier selten hören. Der Violoncellist Blume gab vor drei Jahren hier Konzert. Die wenigen Liebhaber haben gute Musikalien, besonders gefällt Stamitz, Vanhal, Haide, Bach, Treschi, Eichner, Hoffmann, auch die Sachen aus dem Andréschen Musikverlage zu Offenbach sind hier, wie in Stolp, in Kommission zu haben. Herr Gerver komponiert viele Partien für Blasinstrumente."

Wir sind am Ende unserer fünf Berichte. Es wäre zu wünschen, daß diese Sammlung vervollständigt werden könnte.

Ein bäuerliches Erbgut:

Deutsche Vornamen

Der reine, fleckenlose Name ist gewiß der wertvollste Besitz des Menschen. Zugleich aber liegt in der Namensgebung, der ersten Gabe der Eltern an ihr Kind, ein vielfacher Sinn verborgen. Es ist eigenartig, festzustellen, wie in gewissen Familien diese oder jene Namen dauernd oder in gewissen Zwischenräumen wiederkehren. Das sind dann echte, rechte Erbnamen. Die Anhänglichkeit an sie stellt den jeweiligen Namensgebern — also Eltern und Paten — das Zeugnis eines starken Familiensinnes aus.

Dann wieder sehen wir, daß in Zeiten, wo eine beliebte Führerperson für seine Zeit wirkte, gewisse Vornamen ständig wiederkehren. In Preußen waren ehedem Friedrich, Friedrich-Wilhelm, Luise überaus gebräuchliche Taufnamen, in Bayern Ludwig, im alten Oesterreich Franz und Leopold.

Sodann grassierte Jahrhunderte hindurch eine fromme Sitte, die wir hinnahmen, ohne an ihr Gefallen finden zu können, denn wir Deutschen der völkischen Gegenwart sehen keine Veranlassung, deutsche Knaben Benjamin, Samuel und Ephraim, deutsche Mädchen aber Sarah oder Rahel zu nennen. Namen wie Peter und Paul sind durch die christliche Religion eng mit uns verknüpft und Volksbesitz geworden. Waren es ja zumeist Einwirkungen der taufenden Kirche, die hier die Namenswahl beeinflußten.

Als Kuriosum mag hier erwähnt werden, daß der Pfarrer Lessing, des Dichters Vater, jedem seiner elf Kinder einen Namen gab, der mit der Silbe „Gott" zusammengesetzt war, von Gotthold, Gotthard und Gottlieb bis zu Traugott. Auch in diesem Brauche offenbart sich uns die sinnbildliche Bedeutung des Vornamens für den Menschen und seinen Kulturkreis, darin er aufwächst.

Da ist es nur natürlich, wenn sich auch die Verknüpftheit der Deutschen mit ihrem Heimatboden in den Namen widerspiegelt, zumal in den seßhaft gebliebenen Familien. Aber auch der Städter nimmt an diesem Erbgute teil, das wir unsern Vorfahren, die ja ursprünglich alle einstmals Bauern waren, verdanken.

Wir brauchen uns dabei nicht auf heute so selten gewordene Namen zu beschränken, wie „Landfried", der „sein Land schirmt", oder „Landolf", d. h. „Landwolf", wobei der Wolf sich auf das dem Wotan geheiligte Tier bezieht, wie auch in „Adolf", „Edelwolf", d. h. „mutiger und edler Held". Auch die in Westdeutschland noch gebräuchlichen Namen „Lambert" und „Lambrecht" beziehen sich auf den Heimatboden der Ahnen, sie bedeuten „den auf der Heimatscholle Angesehenen".

Ganz ähnlich liegt es bei einer viel verbreiteteren Gruppe von Namen, in denen der „Odal-Begriff" Träger des Namens ist. Odal, nordisch lautet in altdeutscher Abwandlung „Uodal". Od und Uodal drückt aber die Verbundenheit des der schen Menschen mit seinem Heimatboden aus u wird auch schlichtweg für „Stammsitz", „Erbhof gebraucht. So bedeutet dann „Ulrich" — entstanden aus Uodalrich — der „Erbgutbesitzer" oder auch der „angesehene Erbhöfner", denn „rich" heißt nicht nur reich, sondern auch der Vornehme, der Führer.

Deutlich tritt auch der Odalbegriff in andern Namen zutage. „Oderich" ist ebenfalls begüterter Stammesherr. Aus dem fast verschwundenen Namen „Odolf" — wörtlich „Besitzwolf", der „siegreich seinen Besitz verteidigt" — wurde „Otto".

Bemerkenswert ist dazu die italienische Verkleinerungsform „Othello". Sie ist natürlich auf langobardischem Boden erwachsen! Schade, daß ausgerechnet der „Mohr von Venedig" diesen Namen trug! Es gab auch ehedem einen Namen „Odalwig", der dann in „Otwig" zersprochen wurde. Das bedeutet „der für sein Stammgut Kämpfende"! Otker, Oetker sind die Wurzeln des Namens „Edgar", der „sein Erbe mit Waffe schützt". Auch „Edmund" geht auf die Abschwächu des „od" in „ed" zurück und heißt, der „Schirm des Stammgutes", des „Erbhofes"! Eduard ist „Hüter des Erbhofes".

„Heimrad", der „Ratgeber in Haus und Ho ist heute nicht mehr sehr bekannt, wohl ab „Heinrich" — aus Heimrich entstanden — „Haushherr". Aus ihm entstanden dann weiter die Kosenamen „Heinz" und „Hinz".

Ob in den Namen „Erdmann" und „Erdmut die Beziehung zur Erde sicher nachweisbar ist, dahingestellt. Vielleicht ist „Erdmann" nur e andere Form für „Hartmann", der starke, tapfe

---

Im Kreise Köslin:

Heimatkunde und Volkstumspflege

In diesem Jahre wird der Verein für Heimatkunde und Heimatschutz Köslin auf eine 25jährige Tätigkeit zurückblicken können, Am 20. November 1910 haben ihn eine kleine Anzahl von Heimatfreunden, voran der damalige Postsekretär Hans Spielberg, ins Leben gerufen, um der sinnlosen, unüberlegten Zerstörung wertvoller Natur- und Kulturdenkmäler entgegenzutreten, geschichtliche und erdkundliche Heimatkunde zu pflegen und weiterhin Denkmäler der Vergangenheit, der Geschichte und des volkstümlichen Brauchtums zu sammeln. Zu diesem Zweck erfolgte aus dem genannten Verein heraus im Jahre 1912 auch die Gründung des Kösliner Heimatmuseums. Lange Jahre führte die Sammlung, in der mit beharrlichem Eifer und rührender Liebe manch wertvolle Erinnerung an die Vergangenheit der Stadt Köslin und früheren Einwohnern zusammengetragen wurde, ein wenig beachtetes Dasein. Die breite Masse der Bevölkerung brachte ihr ebenso wenig Interesse entgegen wie die Behörden. Das wurde erst anders, als es den nicht rastenden Bemühungen einer Anzahl nationaler Männer und Frauen gelang, von der Stadt das Haus in der Danziger Straße, in welchem heute das Museum untergebracht ist, für ihre Zwecke zu erhalten. Im gleichen Augenblick setzte eine planmäßige Sammeltätigkeit des Vorstandes und einiger besonders interessierter Mitglieder des Vereins ein, deren Ergebnis statt den bisherigen zwei Räumen bald sieben Räume füllte. Und als erst alles in übersichtlicher Weise geordnet und aufgestellt war, da fanden sich auch die Besucher aus Stadt und Land ein. Die Lehrer kamen mit ihren Schülern, um die Vergangenheit, über die sie in der Schulstunde gesprochen hatten, angesichts der hier vorhandenen Zeugen jener Zeiten im Geiste der Kinder lebendig werden zu lassen. Bodenständige, farbenfreudige Bauernkunst bietet die Jamunder Stube. Gediegene Handwerkskunst findet sich im Alt-Kösliner Zimmer. Da ist nichts Unzweckmäßiges, Unechtes, keine Fabrikware, die vielfach im Material vortäuscht, was nicht vorhanden ist und über der Sucht nach absonderlichen Formen die Zweckmäßigkeit vergißt. Vervollständigt wird das Bild der Kulturen dieser beiden Räume durch den Inhalt der Schränke im Nebenzimmer, in denen wir allerlei bäuerlichen und städtischen Hausrat, Töpferwaren, geschnitztes, gedrechseltes und buntbemaltes Holzgerät, Stickereien und Webereien und mancherlei metallenes Gerät aus Kupfer und Eisen, Messing und Zinn finden.

Mit Recht hat die neue nationalsozialistische Staatsordnung in den Mittelpunkt der völkischen Aufbauarbeit die völkische Erziehung der Jugend gestellt und daher in den Unterrichtsplänen der so lange vernachlässigten Vorgeschichte unseres eigenen Landes einen hervorragenden Platz angewiesen. Anschauungsmaterial hierfür bietet die reiche vorgeschichtliche Sammlung mit ihren Urnen, Töpfen und Schüsseln, ihren Stein-, Bronze- und Eisenwaffen sowie mancherlei Gebrauchs- und Schmuckgegenständen. Wenn auch bedauerlicherweise und dort wichtige Fundstücke von Eigentümern Grundstücken, auf denen die Gegenständ graben wurden, noch zurückgehalten, d. h. der samtheit der Volksgenossen und der Wissens vorenthalten werden, so geben uns die vorhande Gegenstände doch eine Ahnung von dem ho Stand der Kultur unserer Vorfahren, die ein schließlich humanistisch-orientalisch orientiertes schlecht bis vor kurzem noch Barbaren schelten dürfen glaubte.

In einem Lichtbildarchiv wird das Bild bloßgelegten Funde vor ihrer Entfernung Standort festgehalten, ebenso werden interessa Baulichkeiten, Bauernhöfe wie Kirchen, Trach und Darbietungen heimischen Brauchtums au nommen, und die Bilder in diesem Archiv au wahrt.

Hand in Hand mit der Sammlung gesch licher und kultureller Denkmäler, mit Gegenstän bäuerlicher und städtischer Kultur ging die zeichnung des Sagengutes der Heimat, das malig in diesen Blättern in den Jahren 1922 1923 veröffentlicht wurde. Eine vorläufig schlossene Ausgabe in Buchform ermöglichte Entgegenkommen des Verlages Hendeß im 1924. Nachträge erschienen wieder in „U Heimat". Ebenso stellte sich das Blatt in Dienst der Sammlung der Volkslieder, Kin reime und -spiele. Fortlaufend wurden in die Eingänge aus dem Kreise für das Volks archiv in Greifswald veröffentlicht. Und sch lich gaben die Veröffentlichungen einiger F namensammlungen des uns leider zu früh en

Mann", und „Erdmuthe" die weibliche „zersprochene Form von „Hartmut", der „Starke, Kühne im Geist".

„Hagen" ist der Schützer, der „Heger"; deutlich ist die Beziehung zum „Hag", der um den Hof geht! „Hertha" wird im allgemeinen als eine Falschform für Nerthus, die „Mutter Erde" erklärt. Das hat manche Wahrscheinlichkeit, um so mehr, als der jährliche Umzug der Neuthus tiefverwurzeltes Glaubensgut unserer Ahnen war. Immerhin kann in „Hertha" oder „Herta" auch das Wort „Herl" oder „Her", das Volksheer, stecken und würde dann „Heeresfolgerin" heißen.

Bekanntlich blieben oft die germanischen Frauen als Helferinnen in Verbindung selbst mit dem kämpfenden Heerhaufen. „Herti" heißt aber — wie harti in Hartmann auch — „stark" und „tapfer". Dann hätten wir hier eine „starke oder auch ausdauernde Frau" in Herta zu sehen. Landverwurzelt ist auch der Name „Horst", „Horstmann" und bedeutet „Waldbewohner". „Widekind, Widukind, Wittekind" ist „Waldkind". L.

Der Ring im altdeutschen Brauchtum

Zur Geschichte des Eheringes

Der Ring stand bei den alten Völkern hoch in Ehren; denn er gleicht der Sonne. So war der Ring das Symbol der unvergänglichen Treue, immerwährend wie die kreisende Sonne.

Die Aegypter trugen schon drei- und viertausend Jahre vor Christi Geburt prachtvolle Ringe. Berühmt geworden ist der Fayencering der Königin „Tii", der Gemahlin Amenophis' III., aufbewahrt im Museum zu Berlin. Ein Prachtstück ist der Goldring Thutmosis' III. (Um 1500 v. Ch.)

Im Alten Testament wird der Ring als Zeichen der Macht erwähnt. So gab Pharao zum Danke für die Auslegung der Träume dem Joseph seinen eigenen Ring und gab ihm damit die Macht über ganz „Aegyptenland". Alexander der Große ließ seinen getreuesten und tapfersten Diener Perdikkas an sein Sterbelager rufen und überreichte ihm zum Danke für seine Dienste seinen eigenen Ring, um ihm damit zugleich auch die Führung zu übergeben.

Bei den Römern war der Ring das Zeichen des freien Mannes. Hannibal ließ den gefallenen Gegnern die Ringe abnehmen und schickte drei volle Scheffel nach Karthago. Die Römer benutzten die Ringe auch als Petschaft. So siegelte Pompejus mit einem Ringe, der einen Löwensiegel trug, und Julius Cäsars Ring zeigte eine geharnischte Venus. Im Rheinischen Provinzialmuseum sind römische Ringe zu sehen, so ein goldener Offiziersring, dann ein Glasring und ein Goldring mit Gemme.

Sowohl in Griechenland wie im römischen Reiche wurde auf die kunstvolle Ausfertigung der Ringe gesehen. Berühmt geworden ist der Ring des Polykrates, der von dem Goldschmied Theodoros gefertigt gewesen sein soll und nach dem Tode Polykrates, 522, nach Rom gebracht worden sei.

Auch bei den Germanen kannte man goldene Fingerringe. Sie spielen in den altnordischen Sagen und Geschichten eine große Rolle. Leif, der Sohn Erichs des Roten und seiner Frau Thjodhild wurde auf seiner kühnen Fahrt von Grönland nach den Hebriden verschlagen. Leif begann eine Frau zu lieben, die Thorgunna hieß. Als er sie verlassen mußte, gab er ihr einen Fingerring aus Gold, einen grönländischen Friesmantel und einen Gürtel aus Walroßzahn.

Beim Abschied sagte Leif zu Thorgunna, die ein Kind von ihm erwartete, daß sie das Kind nach Grönland schicken solle. Nach langer Zeit kam ein Knabe mit Namen Thorgils nach Grönland. Wahrscheinlich trug er den Goldring Leifs; denn dieser erkannte ihn als seinen Sohn.

Diese Geschichte aus dem Altnordischen zeigt uns, daß der Ring auch im Liebesleben schon immer eine Rolle gespielt hatte, und zwar schon seit grauester Vorzeit. Viel bestaunt wurde im Berliner Museum seit jeher ein wunderbarer ägyptischer Ring, der die Inschrift trägt: „Die Hausherrin — Nefrekahat — die süß' Geliebte."

Auch alte römische Ringe trugen zärtliche Inschriften wie: „Ich gedenke dein" oder „Ich liebe dich". Bei den alten Griechen war es üblich, der Braut einen Ring zu schenken, mit einem Schilde geschmückt, darin eine Fußsohle abgebildet war. Die Fußsohle war das Symbol der Unterwerfung, und die Frau, die einen solchen Ring entgegennahm, hatte sich damit dem Manne zugleich „versprochen".

Nicht anders dürfte es bei den nordischen Völkern gewesen sein. Der Mann, der um eine Frau warb, schickte dieser die „Bauge", wertvollen Schmuck, den die Germanin sehr achtete. Die germanischen Frauen trugen mit Vorliebe Arm-, Bein- und Halsringe, die in charakteristischer Spiralform hergestellt waren. Der Fingerring aber war der „Verspruchs- oder Verlobungsring".

Mit der Uebergabe des Fingerringes nahm der Mann von der Frau Besitz. Sie mußte ihm — wie Tacitus so wunderbar schilderte — beim Beginne der Ehe versprechen, Freud und Leid mit dem Ehegenossen zu tragen, Besitz und Boden zu verteidigen, der Sippschaft viele und gesunde Kinder zu schenken und in gesitteter Zucht zu leben. Von Tacitus ist uns auch übermittelt, daß kattische Krieger eiserne Fingerringe trugen. Der eiserne Fingerring war das Symbol eines Gelöbnisses, das die Krieger dem Volke gegenüber abgelegt hatten. Sie durften erst dann den Ring vom Finger ziehen, wenn der Feind des Stammes vernichtet war. Aus diesem herrlichen Beispiel sehen wir, welche heilige Bedeutung der Fingerring bei unseren Vorvorderen hatte.

Tiefen Sinnes ist auch die Sage von dem Ni-

---

rissenen Mitarbeiters Paul Schulz den Auftakt zur Aufnahme der Flurnamensammlung, bevor diese von der historischen Kommission ganz in die Hand genommen wurde. Eine erste zusammenfassende Uebersicht konnte als Sonderdruck den Schulen des Kreises zur Verfügung gestellt werden. So ist manche wertvolle volkskundliche Arbeit in unserem Kreise bereits geleistet worden, doch vieles bleibt noch zu tun übrig. Es gilt nicht nur weiter zu sammeln, sondern vor allem das Zusammengetragene dienstbar zu machen der völkischen Aufbauarbeit, der Erziehung des heranwachsenden Geschlechts zur Heimat- und Vaterlandsliebe. Nur der kann die Heimat zutiefst lieben, der sie kennt, der in ihr heimisch ist, dessen Seele im Boden der Heimat wurzelt, und das Bewußtsein der Schicksalsgemeinschaft zwischen Volksgenossen kann nur dort recht lebendig sein, wo gleiche Weltanschauung die Menschen eint. Dazu möge uns auch die Vertiefung in die Schätze unseres Heimatmuseums und jene Sammlungen geistigen Volksgutes mit verhelfen. Dr. Schulz.

3/

Deutsches Schrifttum

Die Pflanzenwelt der deutschen Heimat und der angrenzenden Gebiete von Dr. Kurt Hueck, herausgegeben von der Staatlichen Stelle für Naturdenkmalpflege in Preußen. Liefg. 70 u. ff. Hugo Bermühler-Verlag, Berlin-Lichterfelde.

Nach Behandlung der Sand- und Strandpflanzen folgt die Beschreibung der Steppenheiden, ihre Entstehung und ihr Vorkommen. Mit besonderem Interesse lesen wir vom Vorhandensein reicher Steppenpflanzengesellschaften auf den sandigen Hügeln und Abhängen der Oder in der Gegend um Freienwalde, Liepe, Oderberg, Schwedt bis in die Nähe von Greifenhagen. In eine uns Tieflandbewohnern immer wieder neue Wunder offenbarende Welt führt uns der Verfasser mit seiner Beschreibung der alpinen Vegetation. Er macht uns bekannt mit den Ursachen der Wald- und Baumgrenzen im Gebirge, seinen geologischen und Witterungsverhältnissen, die ausschlaggebend für die Gestaltung der Pflanzendecke sind. Wieder erläutern zahlreiche, zum Teil farbige prachtvolle Bildtafeln die Darstellung, die uns dadurch zu einer Offenbarung der Heimatnatur und ihrer Herrlichkeit wird. Der Frühling steht an der Tür. Wer ihn recht genießen will, der greife zu diesem Werk, das ihm Augen und Herz öffnet für die Schönheit der Natur, die sich am schönsten offenbart in den blühenden und duftenden Kindern der Pflanzenwelt. Dr. Schulz.

Hermann Wirth. Die heilige Urschrift der Menschheit. In 12 Lieferungen zu je 6 RM. bei Koehler und Amelang, Leipzig.

Das hochbedeutsame Werk wird in seinem unendlich reichen Bildmaterial auf über 500 Tafeln die unwiderlegbaren Beweise für das Bestehen eines uralten nordatlantischen Kulturkreises bringen. Nordland und Nordländrasse tritt hier zum ersten Male, geistesgeschichtlich klar erkennbar, in die Menschheitsgeschichte. Wenn die weiteren Lieferungen halten, was die vorliegende verspricht, so werden wir in dieser Schrift nicht nur ein Handbuch für die Urgeistesgeschichte haben, sondern auch einen unentbehrlichen Wegweiser für jeden, der sich über die Kultur unserer Vorfahren und die Urquellen seiner Religion unterrichten will. S.

Pommersche Lebensbilder. Band 1. Pommern des 19. und 20. Jahrhunderts. Im Auftrage der Landesgeschichtlichen Forschungsstelle für die Prov. Pommern herausg. von Adolf Hofmeister, Erich Randt, Martin Wehrmann. 456 S., 42 Bildbeilagen, brosch. RM. 6,50, geb. RM. 7,20.

Mit dem vorliegenden Band hat eine Schriftenreihe begonnen, die in zwangloser Folge Lebensbilder nicht mehr lebender, in Pommern geborener, durch Verdienst und Leistung hervorragender Persönlichkeiten bringt. Diese aus sachkundiger Feder stammenden kurzen Biographien von Männern und Frauen aus allen Bevölkerungsschichten Pommerns, die in ihrer Heimat und meist darüber hinaus in Deutschland und der Welt durch ihre schöpferische Tat oder durch ihr führendes Handeln wohlverdiente Beachtung und Anerkennung gefunden haben, sind für einen weiten Leserkreis geschrieben und sollen Allgemeingut des Volkes werden. Der 1. Band vereinigt 43 Persönlichkeiten aller Stände Pommerns des 19. und 20. Jahrhunderts. Beginnend mit dem Freiheitsdichter Ernst Moritz Arndt ziehen die Lebensschicksale und Leistungen bedeutender Maler, Musiker, Dichter, Historiker, Naturforscher, Juristen, Wirtschaftler, Theologen, Staatsmänner und Heerführer an uns vorüber. Diese „Lebensbilder" sind überwiegend zugleich Zeitgeschichte im besten Sinne des Wortes. Sie zeigen das Wirken von Führerpersönlichkeiten in dem ihnen zugefallenen Aufgabenkreise und im großen Zusammenhang mit dem Allgemeingeschehen.

belungenring Andvaranaut, der jedem den Tod brachte, der diesen Ring zu Unrecht trug, und jedem die Kraft verlieh, den Zwergenschatz ins Unermeßliche zu vergrößern, der ihn zu Recht trug.

Aus den Briefen des hlg. Bonifacius können wir lesen, daß die Germanin ihren Schmuck mit geheimnisvollen Runen und rätselhaften Figuren zieren ließ. Der Ring war also auch Amulett. So schützten Bernsteinringe gegen Zahnschmerzen; aber auch gegen andere Krankheiten gab es eigene Ringe.

Das Christentum bekämpfte die einseitige Hingabe des Ringes, weil dieser Handlung ein „unchristlicher" Gedanke zugrunde lag, nämlich die völlige Unterwerfung der Frau unter die Herrschaft des Mannes. Trotz der allgemeinen Einführung des beiderseitigen Ringaustausches hat sich bis heute noch die Sitte der Uebergabe des Mahelringes erhalten. Den Mahelring darf nur die Braut tragen, während der Bräutigam, in diesem Falle der Hofherr, keinen Ring trägt.

Der Mahelring ist aus Gold oder Silber geschmiedet und mit einem Stein geschmückt, der wiederum von sechs kleinen Ringen eingefaßt ist. Mit der Annahme des Mahelringes verspricht die Braut, dem Hof, dem Boden und der Familie in Liebe und Arbeit zu dienen.

Schon die Handlung der Uebergabe ist rein germanischen Ursprunges. Während der Einsegnung steht hinter den Brautleuten der Hochzeitlader und hält einen Teller in der rechten Hand, darauf der Mahelring liegt. Die Braut greift nach dem Ringe, aber der Bräutigam verhindert es, daß sie sich selbst den Ring an den Finger steckt. Das darf nur der Hofherr tun, um damit zu zeigen, daß er der Herr des Hofes bleiben will.

Die ganze Sippschaft ist bei der Uebergabe des Mahelringes versammelt, um so Zeuge des Treueschwures der Braut zu sein. Ihr Lebtag lang darf sie den Ring nicht mehr ablegen, weil sonst über Hof und Scholle Unglück hereinbrechen würde, denn der Mahelring bringt Kindersegen und Ernteglück.

Zum Schlusse sei noch von jenen deutschen Ringen erzählt, die historischen Wert besitzen. Martin Luther übergab an Katharina Bora einen Passionsring von selten schöner Eigenart. In feinster Ausführung war an diesem Ringe Christus am Kreuze dargestellt.

Einfach und schlicht war der Ring des „Alten Fritz". Der goldene Schlangenring der Königin Luise erzählt von bitterem Leide, das diese deutsche Frau des Vaterlandes wegen ertragen mußte. Wenige Jahre nach ihrem Tode opferten preußische Frauen ihre herrlichsten goldenen Trauringe und tauschten dafür den eisernen ein, der die Inschrift trug: „Gold gab ich für Eisen 1813!" Erinnert dieser Opfersinn nicht an die eisernen Ringe der kattischen Krieger? Und im großen Kriege 1914/18 opferten wiederum deutsche Frauen ihren Lieblingsschmuck dem Vaterlande.

Karl Perktold.

Das Geheimnis um den Glambecksee:

Ein See verschwindet

Es ist, als ob sich ein Zauberspruch am Lieblingssee der Stettiner, dem schönen Glambecksee, erfüllt. Unaufhörlich geht sein Wasserspiegel zurück. Während seine Wellen vor einigen Jahren noch die Wurzeln der Bäume an der Falkenwalder Chaussee bespülten, reichen sie heute nur noch etwas über den Laufsteg des ehemaligen Freibades hinaus. Das Freibad selbst ist fast völlig ausgetrocknet.

Wie geht das zu?

Abergläubische Gemüter könnten den Zusammenhang in der [illegible] suchen, die das Gewässer umgibt. Danach stand [illegible]ger an der Stelle, wo heute der See liegt, eine große Stadt. Sie soll in längst vergangenen Tagen plötzlich in der Erde versunken sein. Aus der Tiefe aber soll Wasser hervorgedrungen sein, das die so entstandene Bodensenke überflutete. Doch in jedem Jahre am Johannistage, mittags 12 Uhr, soll man tief unten noch die Kirchenglocken klingen hören.

Weiter erzählt die Fama: „An einem Johannistage spielten Kinder am See und wuschen ihre Puppenkleider. Da tauchten plötzlich zwei Glocken aus der Tiefe hervor und schwammen dem Lande zu. Die Kinder dachten sich nichts dabei, sondern breiteten ihre Puppenwäsche zum Trocknen auf der einen aus. Als die Mittagsstunde verstrichen war, wackelte die eine Glocke wieder in das Wasser hinein. Die andere aber mußte stehen bleiben. Da liefen die Kinder nach Hause und erzählten die wunderbare Geschichte. Gleich machte sich das ganze Dorf auf, um die Glocke in die Kirche zu holen. Man hob sie auf den Wagen und spannte sechs Pferde davor. Aber die Glocke war nicht von der Stelle zu bringen. Plötzlich wurde der Erdboden wieder so weich, daß Wagen, Pferde und Glocke in der Tiefe versanken. Und das ging so schnell, daß die Leute kaum fix genug davonlaufen konnten."

Wie gesagt: würden wir im Mittelalter leben, wir würden in dieser Sage vielleicht eine Erklärung für die gegenwärtige rätselhafte Erscheinung suchen. Aber da wir Menschen des 20. Jahrhunderts sind, denken wir nicht so romantisch. An Spuk und Hexerei glauben wir nicht. Unsere Meinung geht dahin, daß das Fallen des Wasserspiegels sehr reale Ursachen haben muß. Schon vor Jahren tauchte die alarmierende Version auf, es hänge mit dem neugeschaffenen Grundwasserwerk bei Polchow zusammen. Aber die Fachkreise bestritten dies. Sie wiesen auf die Regenarmut jener Zeit hin und glaubten. darin eine hinreichende Erklärung gefunden zu haben. Die weitere Entwicklung, scheint uns, hat diese These da absurdum geführt. Die Stetigkeit, mit der der Austrocknungsprozeß vor sich geht, läßt nur noch den Schluß zu, daß entweder Grundwasserquellen des Sees zum Versiegen gebracht sind oder daß sich sonstige Veränderungen in den unterirdischen Wasserströmungen vollzogen haben.

Vielleicht doch infolge ihrer Anbohrung in Polchow? Das zu behaupten, sind wir nicht kühn genug. Die Möglichkeit besteht immerhin, daß andere Vorgänge — Erdumschichtungen usw. — mitspielen. Wenngleich wir zugeben müssen, daß diese Erklärung wenig für sich hat. Denn erstens sind solche vulkanischen Bewegungen im Erdinnern in unseren Breitengraden sehr unwahrscheinlich und zweitens würden sie sicherlich wesentlich andere Begleiterscheinungen gezeitigt haben. Es wäre eine Aufgabe der Fachwissenschaft, den wahren Ursachen auf die Spur zu kommen. Fraglich, ob es ihr gelingt, gewiß! Aber sie müßte es versuchen. Der Glambecksee ist für die Stettiner ein so wertvolles Gewässer, daß sie es nicht missen möchten. Er ist die Perle im Seenkranz der Stettiner Umgebung. Und seine Entstehungsgeschichte reicht mit in die Eiszeit zurück. Als der Eispanzer von den warmen Strahlen der Sonne gesprengt wurde, da flossen die Schmelzwasser nach Süden ab und füllten die Tiefen im Rücken der alten Mutter Erde aus. So entstanden die Ostsee, das Haff, und so entstand auch der Glambecksee. Er ist ein Stausee aus grauer Vorzeit.

Wir sind es unseren Nachfahren schuldig, für seine Erhaltung Sorge zu tragen, wenn es in unserer Macht liegt. Ist das nicht der Fall, walten Kräfte, denen wir nicht gebieten können — nun gut. Aber wir wollen nicht schuldig werden vor der Geschichte. Wir wollen und müssen eine klare Antwort bekommen auf die Frage: Was ist mit dem Glambecksee, warum sinkt sein Wasserspiegel?

Man sagt zwar, der See sei so tief, daß noch nie ein Mensch ihn ergründet hat. Aber auch der größte Wasserreichtum geht einmal zu Ende, wenn der Austrocknungsprozeß sich in dem Maße weiter vollzieht, wie in den letzten Jahren.

Das Hufeisen in Mär und Sitte

Ist's wirklich nur profaner Aberglaube? Da[illegible] Hufeisen soll Glück bringen? Wir finden es a[illegible] alten Bauerntruhen aufgemalt, wir wisse[illegible] daß der Roßknecht, so er ein Hufeisen findet, da[illegible]selbe nicht liegen läßt, sondern aufhebt und w[illegible] etwas Heiliges nach Hause trägt.

In Ställen und Kammern sehen wi[illegible] das Hufeisen aufgenagelt, und nicht selten ist s[illegible] ein Hufeisen an dem Tor eines Hofes aufgehängt. Da und dort ist es Sitte und Brauch, vor dem Einzug in das neugebaute Haus ein Hufeisen in den Flur hineinzuwerfen. Auch Brautleute tragen beim ersten Tritt über die Schwelle ein Hufeisen in der Hand, meist wird es sogar von der Braut an der Haustüre befestigt, ehe sie in das Haus schreitet.

Das Hufeisen ist ein sogenannter Abwehrschmuck wie die Hauswurz, der Donnerbesen, der Pferdekopf am Giebel, das Wacholdersträußchen am Kruzifix im Herrgottswinkel oder wie der Trudenfuß, der an der Stubentüre hängt. Der Bauer und die Bäuerin tragen ein kleines Bronze-Hufeisen an der Kette oder Brosche. Der Pfer[illegible]ht hat in seiner Kammer über dem Bette mehrere Hufeisen hängen. Orte, die in ihrem Wappen und auf ihren Siegeln ein Hufeisen haben oder die einen Namen, wie Huf, Hufschlag, R[illegible]g usw. tragen, sind urgermanische Kultstätte[illegible] Unzählige Sagen gibt es, die das mythische Hu[illegible]eisen umranken.

Dem uralten magischen Hufeisen-Kult liegt d[illegible] Glaube unserer Altvorderen an „die weisen Rösser" zugrunde. Tacitus schreibt, daß es eine Eigentümlichkeit der Germanen ist, die Pferde zu befra[illegible]gen, was sie verkünden und wovor sie warnen. A[illegible] Kosten der Allgemeinheit hält man in den Hain[illegible] und Wäldern der Götter schneeweiße Rosse, d[illegible] durch keinen irdischen Dienst entweiht werde[illegible] Diese heiligen Pferde spielen heute noch in manche[illegible] Bauernmär eine große Rolle. Wo das Pferd hi[illegible]tritt und den Abdruck des Hufeisens hinte[illegible] läßt, ist heiliger Boden. Auf manche[illegible] Steinkreuz sehen wir ein Hufeisen.

Der Hufschlag im Walde rühre von der wild[illegible] Jagd her oder aber auch von dem mystischen Ei[illegible]horn. Ein Zeichen Gottes sei der Hu[illegible]schlag. Manche Sage erzählt uns, daß a[illegible] bestimmten Platze die Pferde nicht mehr weite[illegible] gehen wollten und mit ihren Hufen in den Bod[illegible] geschlagen haben. Mit diesem Hufschlag wollt[illegible] die Götter etwas andeuten. Man b[illegible]e an so[illegible]chen Stellen Tempel oder Kirchen. B[illegible]nnt ist die Legende von den Rössern, die zur vatikanische[illegible] Basilika den Wagen zogen, darauf Reliquien a[illegible] dem Heiligen Lande geladen waren. Nicht we[illegible] von Sankt Peter entfernt wollten die Rösser ni[illegible] mehr weitertraben.

Da befahl die Kaiserin Helena, an der Stell[illegible] wo die Pferde ihre Hufe in den Boden geschlage[illegible] hätten, die Reliquien abzuladen. Der Platz hei[illegible] heute noch Scossacavalli, also Hufschlag. Die Grü[illegible]dungsmär von dem berühmten bayrischen Klost[illegible] Ettal erzählt, daß das Roß des Kaisers Ludw[illegible] des Bayern plötzlich stehengeblieben sei. Der Ka[illegible]ser habe dieses als ein Zeichen Gottes gedeutet u[illegible] an dieser Stelle die Kirche erbaut.

In früherer Zeit wurde der Hufschlag auch a[illegible] Grenzmarkung betrachtet. Es war näml[illegible] üblich, durch Umritt ein gerodetes Feld als Eig[illegible]tum zu bezeichnen. Eine solche Grenzmarkung g[illegible] für unverletzbar. Auch bei Gericht[illegible] spielte das Hufeisen eine nicht unwesentliche Ro[illegible] Wer ein glühendes Hufeisen halten konnte, ha[illegible] keine Schuld auf seinem Gewissen. Merkwürdig [illegible] es, daß das Hufeisen, wie überhaupt der Hufschla[illegible] nur Gutes bedeutete. Auf diesen uralten Gla[illegible]ben geht die Sitte zurück, ein gefundenes Hufeise[illegible] zu schmücken und im Heim aufzubewahren.